

Buchbesprechung

Steven Herrick: „Ich weiß, heute Nacht werde ich träumen“, Thienemann-Verlag 2018, Jugendbuch, ab 14 Jahren (Verlagsangabe: ab 13 Jahren); Gebundene Ausgabe: 15.- €, E-Book: 11.99 €



Überlebenskampf im kleinstädtischen Milieu, poetisch erzählt

Die englischsprachige Kinder- und Jugendliteratur zeigt sich seit Jahren erfrischend kreativ und experimentierfreudig. Nach „Harry Potter“, „Greggs Tagebuch“ und dem „Magischen Baumhaus“, nach den „Graphic Novels“ und den in Design und Aktualität auf einem Höchststand stehenden Sachbüchern nun ein weiterer, höchst interessanter Ansatz: Romane in Versform.

Der Australier Steven Herrick gilt als einer der Pioniere dieser Form. Obwohl poetische Texte bekanntlich nicht einfach in andere Sprachen zu übertragen sind, erschien nun bereits sein zweites Buch bei Thienemann in Deutsch: „Ich weiß, heute Nacht werde ich träumen“.

Mag sich der Leser anfangs die Augen reiben, so manche Zeile zwei Mal lesen, mit dieser Versform ringen, stellt sich doch bald eine nicht erwartete Ruhe ein. Man empfindet die in den kurzen Zeilen enthaltenen rhythmischen Schwingungen wie Magie, die sehr überschaubaren Szenen bzw. Kapitel so locker wie angenehm und die damit verbundene knapp gefasste Sprache – es sind eher Worte als Sätze – als leicht zu lesen, auf jeden Fall aber anregend. Es ist das Nicht-Gesagte, welches das Potenzial hat, eigenes Denken anzustoßen. Und siehe da, dies wird als lustvoll erlebt:

*Jeden Mittwoch
Gibt es Tee und Lamingtons,
beides von Tante Alice,
und nun steht sie da,
einen Tag zu früh,
mit Augen wie Kaninchen
im Scheinwerferlicht.
Ich springe auf
Und schreie:
„Wo ist Dad?“,
während im selben Moment der Kessel
in unserer großen, leeren Küche
anfängt zu pfeifen.*

Es ist Harry, der hier ruft. Zusammen mit seinem um ein Jahr jüngeren Bruder und seinem Vater lebt er in einem verschlafenen australischen Städtchen, weit ab vom Getriebe der Welt. Das Setting spricht auf den ersten Blick für Langeweile pur, doch was Steven Herrick daraus macht, ist literarisch hohe Kunst. Er nimmt den Leser in der Figur des in der Pubertät stehenden Harry mit in die Denkweisen, ja Tiefen dieser Kleinstädter und schon tut sich vor

ihm ein schillernder Kosmos von Freuden und Leiden, von sozialer Ausgrenzung und Gehässigkeiten, von erster Liebe, Armut, Tod, aber auch Mitgefühl auf, der lebendiger nicht sein könnte.

Harry, sein Bruder Keith und sein Vater stehen mittendrin in dieser Umwelt und kämpfen ums Überleben. Das Schicksal meint es nicht sehr gut mit ihnen: die Mutter starb vor einem Jahr, der Vater hat keine leichte Arbeit, die zwei Jungen erscheinen so manchem Nachbarn als unerzogen. Immer wieder blitzt die Frage auf: bleiben oder wegziehen. Es kommt einem Wunder gleich, dass Harry eine Freundin findet, die ihm in schwieriger Zeit Stütze sein könnte. Doch auch das sollte ihm nicht vergönnt sein, denn Linda stirbt in den Wassermassen des über die Ufer tretenden Flusses, der durch ihr Städtchen fließt.

Harry und Keith erweisen sich jedoch am Ende als stark genug, dieses Leben, das ihnen so übel mitspielt, zu bestehen. Den Grund hierfür legt wohl ihr Vater, der trotz Armut, geringer öffentlicher Anerkennung und körperlicher Verletzung es schafft, seinen Söhnen eine letztlich intakte moralische Struktur mitzugeben: jeden Sonntag besuchen sie das Grab der Mutter, das tägliche Schneiden einer Melone in drei Teile wird mit höchster Konzentration und Bedeutung zelebriert; und wenn mal wieder über seine Jungen in der Kneipe schlecht gesprochen wird, schlägt sich Vater öffentlich mit dem Spötter.

Eine Wucht an Erlebnissen für die Gefühle eines jungen Menschen, genug aktiv miterlebte, pralle Action sowie stilles In-sich-gekehrt-sein. Alles in allem für Harry eine Zeit der Reife. Am Ende hat er in seinem eigentlich langweiligen Städtchen für seine Zukunft als Erwachsener Erfahrungen en masse gesammelt. Der Leser empfindet Spannung und Rührung.

Klar, Steven Herrick hätte diese Geschichte auch in Prosa erzählen können, umfassender, ausgeschmückter, mit viel mehr Details und schönen Wortgirlanden, doch mich lässt der Eindruck nicht los, diese poetisch dichte, knappe Form mit Leerraum zum Selberdenken wirkt auf mich intensiver.

Seltsam, in der griechischen und römischen Antike, in der höfischen und epischen Dichtung des Mittelalters schrieb man Romane generell in Versform. Die Idee, dies in Prosa zu tun, kam erst im 18. Jahrhundert auf. Ist Steven Herrick möglicherweise gar nicht der Pionier, für den er gehalten wird?